

**MATTHIAS
ALEXANDER
WOLF**

*Wenn
die Lieb'
kommt ...*

**Die Aventüren des
Hermann-Joseph
Schnabeltasse**

PM

LAKEMAN
VERLAG

Matthias Alexander Wolf

Wenn die Lieb' kommt ...
Die Aventüren des
Hermann-Joseph Schnabeltasse

Über das Buch

Hermann-Joseph Schnabeltasse hat sich sein Leben lang bei Frauen nichts getraut. Mit über fünfzig Jahren lernt er an einem Fahrkartenselbstbedienungsautomaten eine attraktive Dame kennen und macht ihr kurz darauf in Verwirrung einen Heiratsantrag. Ob daraus etwas werden kann?

Ein herzerfrischender Roman in traditioneller Rechtschreibung über Menschen der leisen Töne. Mit Ironie, feinem Humor und voller Anteilnahme wird die Entwicklung des Herrn Schnabeltasse und anderer Figuren gezeichnet, deren Leben in vorgerückten Jahren noch überraschende Wendungen nimmt.

Ein Buch, um es sich und anderen zu schenken.

Der Autor

Matthias Alexander Wolf ist nach einem Studium der Rechtswissenschaft und Romanistik seit vielen Jahren in Frankfurt am Main als Wirtschafts- und Steueranwalt tätig. Er lebt in Bad Homburg vor der Höhe, wo er auf langen Spaziergängen im Taunus seine Gedanken schweifen lässt, um dann Erlebtes und Erdachtes zu Romanen und Erzählungen werden zu lassen.

Weitere Infos unter:
www.derwolfschreibt.de



© Andrea Wolf van Wijk

**MATTHIAS
ALEXANDER
WOLF**

*Wenn
die Lieb'
kommt ...*

**Die Aventüren des
Hermann-Joseph
Schnabeltasse**

PM LAKEMAN
VERLAG

Impressum

2. Auflage 03/2024

© 2023 PMLakeman-Verlag, Römerberg

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeber:

PMLakeman-Verlag, Peter Hildebrandt

Martin-Greif-Str. 42, 67354 Römerberg

E-Mail: info@pmlakeman-verlag.de

Website: pmlakeman-verlag.de

Umschlaggestaltung: Peter Hildebrandt

Illustration Cover: Reinhard Geller

Buchsatz: Peter Hildebrandt

Lektorat und Korrektorat: Peter Hildebrandt

Druck und Bindung: Wir-machen-Druck, Backnang

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,

Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen

Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-9823727-5-4

Inhalt

- I. Ein ungewöhnlicher Antrag 9
- II. Mittwochnachmittagsdamenkaffeekränzchen 25
- III. Eine Pirouette in Hamburg 45
- IV. Herr Kerschensteiner lüftet sein Gebiß 55
- V. Abbruch mit abgebrochenem Fingernagel 79
- VI. Die Couch ist nicht zum Schlafen da 97
- VII. Heinrich, der Wagen bricht 115
- VIII. Grabrede und andere Vergangenheitsbewältigung 123
- IX. Sibirische Fernwahrnehmung eines vorteilhaft
zur Geltung gebrachten Busens 141
- X. Mißgunst und Körperverletzung 159
- XI. Kaiserdom und Königstein 175
- Danksagung und zur Person des Autors 192

*In dem tiefen Gewölbe der U-Bahn
stand ein Mann hinten an, bis er drankam.
Half'ner Dame mit Geld,
was den Fahrschein erstellt'.
Und das ändert sein Leben bedeutsam.*

Hermann-Joseph Schnabeltasse,
Erinnerungen, Frankfurt am Main 2023

I.

Ein ungewöhnlicher Antrag

Nie hätte sich Hermann-Joseph Schnabeltasse träumen lassen, daß ein blecherner Fahrkartenautomat sein Leben verändern könnte.

Sein Dasein als Kriminaloberrat im Hessischen Landeskriminalamt ist nicht aufregend. Es beschert ihm überwiegend Büroarbeit und verläuft in gleichmäßigen Bahnen.

Schon seit vielen Jahren wohnt er als »möblierter Herr« – das gibt es noch – bei Fräulein von Klarenthal, einer sehr alten Dame, welche Wert auf die Anrede als »Fräulein« legt. Auch das gibt es noch.

Herr Schnabeltasse ist ein durchaus ansehnlicher, stattlicher, kräftiger Mann im besten Alter, wie man so sagt, wenn jemand die fünfzig schon überschritten hat. Indes: Er hat Angst vor Frauen.

Seit seiner Pubertät schnürt sich ihm der Hals zu, wenn er mit einer weiblichen Person alleine ist, die im entferntesten als Freundin, Partnerin, Frau, infrage käme. Sein Herz rast, er wird tiefrot, er schwitzt und zittert. Dies ist ihm die größte Last seines Lebens.

Gerade steht er vor einem Fahrkartenautomaten. Ratternd fallen die Münzen schneller in den Ausgabeschacht als die Dame vor ihm sie einwerfen kann.

Der Aufprall hallt in der leeren U-Bahnstation nach. Hinter der Dame wartet Herr Schnabeltasse, bis er an der Reihe ist. Die rück-

wärtige Ansicht selbiger Dame weckt sein Interesse. So verharrt er in Betrachtung versunken, ohne Eile.

Nun versucht die Dame, ihr Billett mit einem Geldschein zu bezahlen. Der grün-bläuliche Blechkasten – die Bezeichnung dieser, die Augen schmerzhaft berührenden Farbe ist nur Eingeweihten bekannt – zeigt sich weiterhin ungnädig. Er gibt den Schein dreimal zurück.

Die U-Bahn ist inzwischen eingetroffen und gerade wieder losgefahren. Die Station ist verlassen. Eine Maus zieht raschelnd ein Bonbonpapier in eine Ritze zu ihrem Versteck.

Die Dame dreht sich um. Ihre Augen voller Strahlkraft sitzen in einem hübschen, bleichen Angesicht, das unverkennbar einige Lebensspuren birgt. Das schwarze Haar, wohl nicht mehr in der Naturfarbe, umrahmt dieses Antlitz und vervollständigt das Bild eines Schneewittchens, das schon eine erwachsene Tochter haben könnte.

Ein Ex-Schneewittchen, schießt es Herrn Schnabeltasse durch den Kopf. Ein Ex-Schneewittchen, das seinen Reiz über die Jahre bewahrt hat.

Er richtet seine Aufmerksamkeit mit Entzücken auf das Profil der Dame – das Profil ihres Gesichts selbstredend, Hermann-Joseph Schnabeltasse ist ein feiner Herr – und ihn durchfährt ein Schauer.

Die Dame in Kamelhaarmantel und Kaschmirschal zuckt hilfesuchend mit den Schultern. Herr Schnabeltasse bemerkt, wie sie an ihm heruntersieht. Das verunsichert ihn.

Unter seinem wadenlagen Lodenmantel trägt er ein Tweedjackett und Breitcordhosen, die allerdings um die Beine etwas zu weit und an Knie und Gesäß ein wenig ausgebeult sind. Seine streng symmetrisch gebundene Seidenkrawatte zeigt ein dezentes Moorhuhnmotiv.

Er weiß, Frauen in Nöten ist unbedingt beizustehen. Diese ritter-

liche Gewißheit läßt ihn seine Verunsicherung überwinden. In seinem Inneren vibriert es, er muß dreimal schlucken, ehe er sich entschließt. Er weiß nicht, wohin mit seinen Händen und spielt an einem Mantelknopf herum, als er sie anspricht.

»Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, gnädige Frau. Schnabeltasse mein Name, Hermann-Joseph Schnabeltasse. Joseph mit ›ph‹ bitte. Ich weiß, mein Name ist etwas ungewöhnlich. Ich sehe Sie in Verlegenheit. Dürfte ich Ihnen vielleicht mit etwas Kleingeld aushelfen?«

Er ahnt nicht, wieviel Schlaf ihn dieses Kleingeld kosten und wieviel Verzweiflung es ihm bereiten wird.

Sie wendet sich ihm zu. *Oh, diese Augen!* Zwei übergroße Mandeln mit dunklen Pupillen richten sich auf ihn. Er fühlt jetzt mehr als Entzücken. Er ist getroffen, versengt, entflammt.

»Haben Sie herzlichen Dank! Gibt es viele Kavaliere wie Sie in Frankfurt?«

Hermann-Joseph scharwenzelt um die Dame herum. Hingerissen wie er ist, entgeht ihm, daß die etwas piepsige Stimme Ex-Schneewittchens nicht zu ihrem ausdrucksstarken Blick passen mag. Sie nimmt zwei Münzen von ihm entgegen, löst ihren Fahrschein und lächelt ihn dankbar an. Hermann-Joseph blickt sich um. Es ist niemand hinter ihnen.

»Sind Sie fremd hier?«, fragt er, um den Faden nicht abreißen zu lassen.

»Ja, ich will nach Sachsenhausen, ins Museum für Angewandte Kunst.«

»Ach, da haben wir den gleichen Weg!« Hermann-Joseph schämt sich etwas und ist gleichzeitig stolz, daß er so unbefangen lügen kann.

Die beiden nehmen die U-Bahn. Anschließend gehen sie ein Stück, und er zeigt ihr die herbstliche Frankfurter Altstadt. Fröstelnd hat Herr Schnabeltasse seine Hände in den Manteltaschen vergraben. Die Kälte kommt ihm zupaß, er hätte sonst nicht gewußt, wohin mit ihnen. Wie gerne hätte er Schneewittchen etwas Persönliches gesagt!

Vor einigen Monaten hat er seinen ganzen Mut zusammen genommen und einen Psychotherapeuten aufgesucht, um seiner Schüchternheit und seinem Junggesellendasein ein Ende zu bereiten.

»Brüten Sie nicht zu Hause vor sich hin, gehen Sie raus und nehmen Sie die Dinge in die Hand«, war der Rat des Fachmanns. Heute hat er mit dem Ansprechen der Dame einen ersten Erfolg errungen.

Auf grobem Kopfsteinpflaster nähern sie sich dem Eisernen Steg, um den Main zu überqueren. Ex-Schneewittchen hat wegen ihrer Absätze etwas Mühe.

Hermann-Joseph bietet ihr galant den Arm. Während sie balancierend mit dem Vorwärtskommen beschäftigt ist, überlegt er, ob sie an der Fußgängerbrücke nicht den Fahrstuhl nehmen sollten. Dann wäre er mit ihr allein auf engem Raum. In einem ihm bisher fremden Überschwang stellt er sich vor, wie es wäre, sie zu küssen.

Aber wenn sie schrie? Nein, das traut er sich auch mit dem gerade gewonnenen Schwung auf keinen Fall. Doch könnte er versuchen, ihre Hand zu nehmen.

Am Mainufer angelangt, passiert ein Malheur. Sie bleibt mit dem linken Absatz in der Straßenbahnschiene hängen und strauchelt. Er, wacker wie der Roland vor einem norddeutschen Rathaus, hält stand. Während er sie stützt, spürt er ihren straffen, federnden Körper, der sofort wieder sein Gleichgewicht findet. Nachdem

dieses Abenteuer bestanden ist, stehen sie vor dem Aufgang zum Eisernen Steg. Sie will die Treppe nehmen, er, voller Hinterlist, weist auf eine Horde Jugendlicher, die gerade die Stufen rechts und links herunterströmt:

»Man wird Sie umrennen, Gnädigste!«

Sie warten am Glaskasten des Aufzugs, der gerade nach oben losgefahren ist, sie lächelnd, er innerlich vor Ungeduld kochend, auf dessen gemächliche Wiederkehr. Trotz der Kühle ist seine Stirn schweißnaß. Ich mach's, ich probier's, ermutigt er sich selbst.

Endlich ist der Fahrstuhl wieder unten. Sie steigen ein. Die Tür will sich eben schließen, da nähern sich drei Radfahrer. Sie bremsen scharf, und einer steckt im letzten Moment seinen Vorderreifen in die Schiebetür.

»Nehmen Sie uns noch mit«, sagt er gutgelaunt, es ist mehr Befehl als Frage.

Die drei Sportsleute, Sturzhelme aufgesetzt und angetan mit bunter Montur, quetschen sich, mitsamt ihren edlen Hochtechnikgefährten, in die Kabine. Hermann-Joseph steht jetzt zwar recht eng bei ihr, aber so hatte er sich das nicht vorgestellt. Ein Fahrradreifen streift sein Hosenbein. Er stöhnt. Sie blickt ihn lächelnd an und gibt ihm mit den Augen ein Zeichen: *Nicht so schlimm!*

Sie riecht gut. Er kennt sich nicht aus, weiß nicht, ob das ein Parfum oder sonst etwas ist. Aber der Duft gefällt ihm. Ihre Nähe gefällt ihm.

Oben angekommen, bahnen sie sich ihren Weg durch einen Pulk Touristen aus dem Reich der Mitte oder dem Land der Aufgehenden Sonne. So genau kann Herr Schnabeltasse das nicht unterscheiden.

Die Besucher hantieren ausgiebig mit Metallstäbchen, um Photos von sich selbst zu machen. Zweimal kommen wildfremde Menschen

unter höflichen Verbeugungen auf ihn zu und bitten ihn, sie abzulichten.

Er tut es nur Ex-Schneewittchen zuliebe. Er ist aufgeregt, ihm geht es schlecht, und gleichzeitig ist er euphorisch. Dem Osteuropäer, der hier immer mit seiner Ziehharmonika auf einem Klapphockerchen sitzt, dabei ständig das gleiche Stück herunterleiert, es soll ein Tango sein, wirft er heute Geld in den Hut. Sonst hastet er regelmäßig vorbei und schaut auf die andere Seite, wenn der Straßenmusiker stets an den gleichen Stellen danebengreift, seinen schadhaften Zähnen die Welt zeigt und freundlich grüßt.

Sie sind schon ein gutes Stück über die Fußgängerbrücke gegangen, das Museum für Angewandte Kunst auf der anderen Mainseite scheint ihnen geradezu entgegenzukommen. Gleich sind sie da. Hermann-Josephs Herz schrumpft und pulst schnell wie ein Mäuseherz. Ob er jetzt vorgeben soll, das Museum sei auch sein Ziel? Angewandte Kunst, was ist das eigentlich? Der Weg schmilzt, die Zeit vergeht, und Hermann-Joseph ist verzweifelt. Er weiß, irgend etwas muß er jetzt unternehmen, sonst ist alles vorbei und ihm bleiben nur noch Träume und Trauer über eine weitere verpaßte Gelegenheit. Längst hat er seine Erläuterungen als Fremdenführer aufgegeben.

Sie gehen stumm nebeneinander her. Seit sie das Kopfsteinpflaster verlassen und den Aufzug betreten haben, ist sie auch nicht mehr bei ihm untergehakt. Noch nicht einmal sein großes As hat er ausgespielt. Er kann die altgriechische Inschrift auf dem Bogen über dem Pfeiler auch ohne Hilfe selbst lesen und übersetzen! In seiner Bangigkeit indes übersieht er sie und starrt nur vor sich hin.

Die Funken der Liebe hatten ihn wie trockenen Zunder erfaßt. Eben stand er noch in hellen Flammen. Keck wie ein pfeifendes Murmeltier hatte er sich vorgewagt und jetzt ist er drauf und dran,

sich tief in das Innere seines Baus zu verkriechen. Dort drohen die Flammen zu ersticken.

Da kommt ihm der Rat des Psychologen in den Sinn, und plötzlich reitet ihn der Teufel. Wahrhaftig, er nimmt die Dinge in die Hand! Wie in einem Rauschzustand geht er ohne weiteres Nachdenken aufs Ganze, alle Einflüsterungen der Schwarzseher und Defätisten seines Verstandes werden unterdrückt. Unerwartet leicht fällt ihm die Frage. Er stellt sie, wie beiläufig, im Gehen:

»Madame, ich bin mir der Tatsache bewußt, daß meine Frage Sie etwas überraschen muß, aber – wollen Sie mich heiraten?«

Das Ex-Schneewittchen erstarrt. Dann wird es rot; Hermann-Joseph dagegen, dem jetzt erst klar wird, was er getan hat, wird blaß und bleibt ebenfalls stehen. Er fürchtet einen Zornesausbruch und möchte am liebsten weglaufen. Ein kalter Luftzug streicht den Main entlang, und Hermann-Joseph schüttelt es. Da beginnt sie zu lächeln, verschämt wie ein Schulmädchen, findet Hermann-Joseph und ist jetzt endgültig durcheinander.

Sie atmet tief durch und schaut ihm in die Augen. Ihre Mundwinkel gehen leicht nach oben:

»Vielleicht sollten wir besser mit einer Tasse Kaffee anfangen?«

Sie sitzen tatsächlich in einem nahegelegenen Café. Vor ihr steht ein Latte Macchiato, er trinkt schwarzen Tee. Am liebsten hätte er einen Beruhigungstee bestellt, wollte sich diese Blöße aber nicht geben.

Man hat sich inzwischen miteinander bekannt gemacht. Ex-Schneewittchen heißt Rosemarie Dorn-Schnapauf. Als Hermann-Joseph den Doppelnamen hört, wird er fahl und will schon alle Hoffnung fahrenlassen.

Sie erfaßt dies intuitiv und sagt, maskenhaft lächelnd und den Blick ins Unbestimmte gewandt:

»Mein Mann ist vor vier Jahren gestorben. Wir haben uns sehr geliebt. – Oh, verzeihen Sie, was behellige ich Sie mit meinem privaten Kram.«

Seit diesem Moment fühlt Hermann-Joseph Verantwortung für sein Ex-Schneewittchen. Der Hagestolz fühlt Verantwortung für ein weibliches Wesen, will es vor aller Unbill der Welt schützen und dafür sorgen, daß es heiter und glücklich sei. Dieser Gedanke macht auch ihn glücklich.

Er sieht das warme Braun der Vertäfelung, die großformatigen Schwarzweißphotos mit dem leichten Sepiastich an den Wänden, riecht die Düfte: den Kaffee, den Tee, ein bißchen Bohnerwachs ist auch dabei. Er hört die Hintergrundmusik und dazwischen immer wieder das Brummen und Zischen der Kaffeemaschine. Ihm ist so wohl.

»Da sind Sie gewiß seit Ihrer Kindheit immer das Dornröschen gewesen?«, wagt er zu fragen.

»Aschenputtel«, entgegnet sie, »>Aschenputtel!< riefen mir die bösen Buben nach, und ich weinte den ganzen Schulweg bis nach Hause.«

»Aschenputtel hat am Ende den Königssohn bekommen. Das ist eigentlich ein Kompliment.«

»Ach? So habe ich das nie gesehen.«

»Die Bengel werden sogar in Sie verliebt gewesen sein. Die männliche Art, Gefühle auszudrücken, macht manchmal einen Umweg über das Grobe.«

Sie sitzt versonnen da und lächelt wie sie vorhin bei dem überraschenden Antrag gelächelt hat. Sie muß wieder an ihre erste unschuldige Freundschaft mit Hans-Peter und den stillen Pfad am Eisenbahndamm entlang denken, wo er zum erstenmal seinen Arm um sie gelegt und sie gefragt hatte, ob sie mit ihm gehen wollte.

Dann kommt ihr auch gleich darauf Holger in den Sinn, ihr Prinz.

Hermann-Joseph faßt sich, zum dritten Mal heute, ein Herz.

»À propos Märchen. Wissen Sie, woran ich sogleich denken mußte, als ich Sie am Automaten stehen sah?«

»Nun?«

»An Schneewittchen.«

Der schlaue Schelm hinter Hermann-Josephs erstem Erscheinungsbild hat sich rechtzeitig besonnen und erkannt, daß Schneewittchen ohne »Ex« viel charmanter klingt.

Schneewittchen lacht hell auf. *Oh wie schön!* Es tönt gar nicht piepsig, sondern silberhell in Hermann-Josephs Ohren. Sie legt ihre Hand auf seinen Arm. Er hält ganz still.

»Danke, das ist aber ein schönes Kompliment. Ich hätte mir gleich denken können, daß sich unter Ihrer Schale«, sie sagt nicht, um welche Art von Schale es sich handelt, »ein schalkhafter Charmeur verbirgt.«

Hermann-Joseph paßt fast nicht mehr in seine Kleider vor Stolz. So gut ging es ihm schon lange nicht mehr.

»Aber sagen Sie, mein lieber Herr Schnabeltasse, wie kam es denn zu Ihrem Namen? Er ist doch schon ein bißchen wunderlich.«

Mein lieber Herr Schnabeltasse! Als Hermann-Joseph diese vertrauliche Anrede hört, steigt ihm das Blut zu Kopfe.

Er muß tief durchatmen, ehe er sich auf eine Antwort konzentrieren kann.

»In aller Bescheidenheit: Der Name deutet auf alten Adel hin. Die Linie der Schnabeltassens ist seit dem späten 12. Jahrhundert im Fränkischen nachgewiesen. Ihr Wappen zeigte einen Adler, der mit seinem Schnabel einem Bären in die Tatze hackt. Die ›Tatze‹ wurde dann zur ›Tasse‹ verballhornt, die Familie verarmte und legte den Adel ab. So kamen wir zu dem Familiennamen Schnabeltasse.«

So plaudern sie angeregt, als Schneewittchen auf ihre Uhr schaut.

»Oh, schon so spät! Die Zeit ist in Ihrer Gesellschaft im Nu vergangen. Mein lieber Herr Schnabeltasse, ich muß mich leider verabschieden. Ich bin noch verabredet.« Sie erhebt sich.

»Wie lange bleiben Sie denn in Frankfurt. Darf ich hoffen? Sehen wir uns wieder?«

Auf das ›Darf ich hoffen?‹ ist Hermann-Joseph in einem alten Roman gestoßen und hat sich die Wendung gemerkt. Er findet sie so galant und manierlich und freut sich, sie einmal anwenden zu können.

»Ich fahre morgen früh nach Pulsnitz zurück.«

»Pulsnitz? Wo liegt das?«

»Hinter Dresden.«

»So weit?«

»Ich komme von Zeit zu Zeit meine Freundin besuchen, die in Bad Homburg wohnt.«

Seine Schultern sinken doppelt so weit hinab wie seine Kinnlade, und er steht vor ihr wie ein kleiner Schulbube. Sie schaut ihn, wie Herr Schnabeltasse findet, geradezu mütterlich an und kramt aus ihrer Handtasche ein Visitenkärtchen.

»Rufen Sie mich einmal an. Ich würde mich freuen. Vielen Dank für den heutigen Tag. Leben Sie wohl Herr Schnabeltasse. Nein, bemühen Sie sich nicht. Ich nehme ein Taxi.«

Er sucht in all seinen Taschen, findet aber kein Kärtchen. Verdattert steht er da, während sie ihm noch einmal zuwinkt und das Café verläßt. Wie ein Zusammenbrechender sinkt er auf seinen Stuhl. *Sie hat ihm Lebewohl gesagt. Und dieser schnelle Abschied! Aber das Kärtchen!*

Hermann-Joseph ist verwirrt und verzweifelt.

Schneewittchen nimmt kein Taxi. Schneewittchen nimmt keinen Bus. Schneewittchen ist durcheinander, und sie geht zu Fuß.

Um ihre Eindrücke zu verarbeiten und nachzudenken, schlendert Rosemarie Dorn-Schnapauf unter kahlen Platanen gedankenverloren am Mainufer entlang. Erst nach einer Weile fällt ihr wieder ein, daß sie eigentlich das Museum für Angewandte Kunst hatte besuchen wollen.

Männer taxieren ihre schlanke, sportliche Figur und drehen sich nach ihr um. Sie bemerkt dies sowenig, wie sie das Rascheln des trockenen Laubes wahrnimmt; selbst das Dröhnen des Schwerlastverkehrs auf der Uferstraße schreckt sie nicht aus ihrem Sinnen auf.

Sie hat das Zusammensein mit Herrn Schnabeltasse genossen und hätte auch noch Zeit gehabt. Ihre Freundin kommt heute erst gegen Abend nach Hause. Die Erwähnung der Verabredung war nur ein Vorwand. Aufgewühlt wie sie war, konnte sie aber nicht mehr sitzen und Konversation treiben. Auch jetzt noch ringen in ihrem Inneren zwei Widersacher miteinander, und sie gewinnt keine Klarheit darüber, was richtig und was falsch ist, was sie sich wünscht und was sie ablehnt. Müde und gleichzeitig aufgekratzt, etwas melancholisch und dann wieder frohgestimmt, fährt sie mit der Bahn nach Bad Homburg.

Sie war heute viel auf den Beinen, und zuhause legt sie sich mit einem Buch auf die Couch. Als ihre Freundin Annabelle heimkommt, findet sie Rosemarie schlafend vor. Das Buch liegt auf dem Boden, und aus ihrem halbgeöffneten Mund tritt von Zeit zu Zeit ein kleiner Schnarchlaut.

Später erzählt Rosemarie alles.

»Ach wie goldig«, entfährt es Annabelle, »da hat er dir auf der Straße einen Antrag gemacht!«

»Und ich bin sicher, das war ernst gemeint. Ehrlich gesagt, ein

klein wenig gutgetan hat es mir schon. Du solltest ihn einmal sehen, das ist ein durch und durch seriöser Herr.«

»Trau, schau wem! So etwas macht doch nur ein Spinner.«

»Gewiß! Außerdem bin ich überhaupt nicht auf der Suche. Obwohl – er ist zwar etwas schrullig, aber nicht verrückt. Er hat so etwas Professorales an sich.«

»Was macht er denn beruflich?«

»Darüber haben wir nicht gesprochen. Jedenfalls arbeitet er, denn er hat mir erzählt, daß er heute frei hat, weil er Überstunden abbaut.«

»Überleg doch mal, ein Mann macht einer Frau, die er kaum eine halbe Stunde kennt, einen Heiratsantrag. Findest du das normal? Wahrscheinlich ist er sogar verheiratet.«

Annabelle lebt schon seit Jahren alleine und äußert sich immer kritischer über die Männer im allgemeinen.

»Im Café haben wir uns sehr angeregt unterhalten. Er hat Manieren und spricht nicht immer nur von sich.«

»Jetzt steigere dich doch nicht in irgend etwas hinein und mach deine Äuglein auf. Den wenigsten Geisteskranken sieht man so gleich an wie verrückt sie sind.«

»Ich weiß nicht – nun gut, kann schon sein.«

»Und was hast du jetzt vor?«

»Nichts habe ich vor. Du weißt, wie es seit Holgers Tod in mir aussieht. Herr Schnabeltasse hatte keine Visitenkarte dabei, und ich habe von ihm weder Telephonnummer noch Adresse. Ich weiß nicht, ob es richtig war, jedenfalls habe ich ihm beim Abschied spontan mein Kärtchen gegeben. Falls er wirklich anruft, kann ich immer noch entscheiden, was ich tue. Wenn er nicht anruft, dann war es eben eine nette Begegnung.«

Annabelle schüttelt den Kopf, umfaßt mit der Rechten ihr

halblanges dunkelbraunes Haar und wickelt mit der linken Hand geschickt ein Gummi darum.

»Eigentlich solltest du in deinem Alter solche Kleinmädchen-träume hinter dir haben.«

Annabelle geht in die Küche, um das Abendessen zu richten, und Rosemarie folgt ihr enttäuscht. Immer noch etwas aufgewühlt, drängt es sie später beim Essen, noch einmal über ihre heutigen Erlebnisse zu reden. Annabelle indessen vermeidet das Thema sorgsam.

In der Nacht wälzt sich Rosemarie auf der Besuchercouch hin und her. Ihr Herz scheut das Weh, das mit dem Gedanken an einen Mann verbunden sein könnte, und gibt es an den unteren Rücken ab. Sie erwacht am nächsten Morgen mit schrecklichen Kreuzschmerzen.

Jedesmal, wenn auf der Fahrt nach Pulsnitz ein Schloß oder eine Burgruine an ihr vorbeizieht, kommt ihr von neuem Herr Schnabeltasse und die Beschreibung des früheren Wappens in den Sinn. Dann hängt sie wieder für eine Weile der gestrigen Begegnung nach.

An einem Altbau in Sachsenhausen südlich des Mains in Frankfurt sind nicht nur zwei Weltkriege spurlos vorübergegangen. Auch hinsichtlich der Ausstattung der Wohnung in der Beletage haben die Zeitläufte seit 1878 nur wenige Veränderungen bewirkt.

Den dort wohnenden Herrn Schnabeltasse plagten keine Rückenschmerzen. Die unverwüstliche dreiteilige Roßhaarmatratze aus den fünfziger Jahren bietet seinem Schlaf eine feste Grundlage. Seine Schmerzen sind anderer Art.

Unermeßlich sind die Qualen der Ungewißheit, die seine Seele seit dem schnellen Scheiden von Schneewittchen martern. Seine

Nächte verbringt er ohne Rast und Ruh, indem er sich im Bett wälzt und zwischendurch im Zimmer auf und ab geht.

Zum Glück ist seine Hauswirtin, Fräulein von Klarenthal, etwas harthörig und bekommt nichts mit. Das hängt bestimmt mit ihrem Alter zusammen.

Sie ist weit über neunzig Jahre alt – ihr genaues Alter verrät sie niemandem –, ungemein rüstig, von blitzblankem Verstand, und eine eindrucksvolle Erscheinung.

Ihr vollständiger Namen lautet Apollonia Wilhelmine Auguste Viktoria (ihr Vater selig war glühender Monarchist) Freiin von Klarenthal zu Niederdorfscholle. Wenn sie jetzt auch eher hager erscheint, ist immer noch etwas Elastisches in ihrem aufrechten Gang.

Sie hat die Erziehung einer höheren Tochter genossen und nimmt so manchen Wandel in Verhalten und Etikette mit Mißfallen zur Kenntnis. Ihr strenger Sinn für Schicklichkeit ist verbürgt. Lange hatte sie gezögert, es ist schon über zwanzig Jahre her, ob es sich ziemte, einen möblierten Herrn in ihr Zuhause in der Beletage aufzunehmen. Der mehrfach bestätigte gute Leumund des Herrn Schnabeltasse und die Einsicht, daß so ein möblierter Herr nicht nur regelmäßige Einkünfte verschaffte, sondern überdies für allerhand Hausmeisterdienste zu gebrauchen wäre und als Kriminalbeamter im höheren Dienst den Schutz einer alleinstehenden Frau gewährleisten könnte, gaben dann den Ausschlag.

Fräulein von Klarenthal ahnt nichts von den Qualen ihres Untermieters.

Herr Schnabeltasse ahnt noch weniger, welche Folgen es haben könnte, wenn sie seiner Drangsal auf die Spur käme.

Abend für Abend verstreicht. Hermann-Joseph aber kann es nicht über sich gewinnen, zum Telephon zu greifen und Schnee-

wittchen anzurufen. Er fürchtet Zurückweisung, stellt sich sogar vor, sie könnte ihn auslachen. Vor allem sein Antrag auf dem Eisernen Steg ist ihm jetzt ungeheuer peinlich.

Mehrmals erscheint ihm Schneewittchen nachts im Traum. Er sieht sich mit ihr in einem Auto sitzen. Voller Freude fahren sie in den Süden. Sie legt ihre Hand auf sein Knie. Er ergreift die Hand, und ein wohliges Gefühl durchströmt ihn. Dann schaut sie ihn von der Seite her an, verlacht ihn verächtlich, fletscht große, gelbe Zähne; er ist bestürzt, achtet nicht auf die Straße, und in diesem Augenblick krachen sie gegen eine Mauer.

Schweißnaß fährt er jedesmal aus dem Schlaf hoch.

Hermann-Joseph beginnt sich damit abzufinden, daß er wieder einmal die Gelegenheit, eine Frau kennenzulernen, hat verstreichen lassen.

*»Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, gnädige Frau.
Schnabeltasse mein Name, Hermann-Joseph Schnabeltasse.
Joseph mit ›ph‹ bitte. Ich weiß, mein Name ist etwas
ungewöhnlich. Ich sehe Sie in Verlegenheit. Dürfte ich
Ihnen vielleicht mit etwas Kleingeld aushelfen?«*

Der kauzige, gehemmte Kriminaloberrat ahnt nicht, wieviel Schlaf ihn dieses Kleingeld kosten und wieviel Verzweiflung es ihm bereiten wird.

Er hat sich sein Leben lang bei Frauen nichts getraut. Mit über fünfzig Jahren lernt er an einem Fahrkartenautomaten eine attraktive Dame kennen und macht ihr kurz darauf in Verwirrung einen Heiratsantrag. Ob daraus etwas werden kann?

Ein herzerfrischender Roman über Menschen der leisen Töne.



PMLAKEMAN-VERLAG.DE
19,95 € [D] 20,60 € [A]

